
MANUELA
SCHÖRGHOFER
DER
FLUCH DES
PRIESTERS
Historischer Roman
HarperCollins

Prolog

Füssen, Wonnemond 1376

Er zog den breitkrempigen Pilgerhut tiefer ins Gesicht. Der weite schwarze Mantel verhüllte seine Gestalt. Der nächtliche Himmel war wolkenverhangen, kein Stern und kein Mond waren zu sehen. Doch er brauchte kein Licht. Mit traumwandlerischer Sicherheit überquerte er den städtischen Friedhof bei Sankt Stephan. Zielstrebig näherte er sich dem Schuppen, in dem die Totengräber ihr Werkzeug aufbewahrten.

Er schob den Riegel zurück und trat ein. Wenn ihn seine Erinnerung nicht trog, standen die Schaufeln links an der Wand. Noch wagte er es nicht, Licht zu machen – der Schein könnte durch die Ritzen der Bretter nach draußen dringen. Es war zwar unwahrscheinlich, dass nach Mitternacht noch jemand auf dem Friedhof war, aber er musste sichergehen, dass sein Tun nicht bemerkt würde. Unwillkürlich grinste er kurz. Seine Tat würde spätestens am nächsten Tag entdeckt werden – doch niemand durfte ihn dabei sehen. Schließlich sollte die ganze Stadt in Angst und Schrecken versetzt werden, ohne zu ahnen, dass es Menschenwerk war.

Seine Hand schloss sich fest um den Griff der Schaufel, als er den Schuppen verließ. Später würde er sie zurückbringen und die Tür wieder ordnungsgemäß verriegeln. Sein Ziel war der Bereich nahe der Kirche. Dort lagen die städtischen Priester und besonders wichtige Gönner begraben. Eine mehr als mannshohe Mauer umgab diesen Teil, zusätzlich war er durch

eine Hecke vom Rest des Friedhofs sichtbar getrennt. Je höher das Ansehen zu Lebzeiten, desto näher befand sich die letzte Ruhestätte des Verstorbenen an der Kirche.

Er verlangsamte seinen Schritt noch ein wenig mehr, als er sich dem Bereich näherte. Hier gab es nur wenige neue Gräber, die meisten befanden sich weiter entfernt, dort, wo die ärmeren Leute, Knechte und Mägde oft nur in ein Leichentuch gehüllt auf die Auferstehung warteten.

Die mächtige Eibe in der Nähe schien ihre Zweige nach ihm auszustrecken, als wollte sie ihn von seinem Vorhaben abbringen. Er ging weiter und hielt an einem Grab inne, das vor Kurzem angelegt worden war.

In diesem Augenblick riss die Wolkendecke auf, und der Mondschein fiel auf den Stein. Unwillkürlich ging er in die Hocke. Sein Blick fiel auf die Inschrift, und er fluchte leise.

»Hier ruht in Gott mein geliebter Ehemann Rudolf Falk, Richter von Füssen«, las er halblaut, ehe er abbrach. Er spuckte aus. »Du magst dich meiner Vergeltung entzogen haben, aber glaube ja nicht, dass du mich noch aus dem Jenseits in die Knie zwingen kannst.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, wurde ihm bewusst, dass er gerade das Knie vor seinem ärgsten Feind gebeugt hatte. Er rammte das Schaufelblatt in den Boden. Etwas mühevoll zog er sich am Stiel hoch und stemmte die freie Hand in die Hüfte.

»Wenn ich deiner auch nicht mehr habhaft werden kann, so wird mein Zorn deine Familie treffen. Offenbar hast du auf deine alten Tage noch ein Weib gefunden, vielleicht sogar noch Kinder in diese Welt gesetzt. Sie sollen büßen für das, was du mir angetan hast, sowie jeder Einzelne in Füssen, der dich dabei unterstützt hat.«

Er schüttelte die Faust. »Du wirst nicht über mich triumphieren. Ich werde dir alles nehmen, was dir etwas bedeutet hat, und ebenso allen anderen, die mich hintergangen haben.«

Wütend wandte er sich ab. Mit weit ausholenden Schritten stapfte er den kurzen Weg entlang, der zum Friedhofsbereich an der Kirche führte.

Der Griff seiner Hand um den Stiel war entschlossener denn je. Als er um die Hecke bog und den geschützten Bereich betrat, atmete er auf. Eine Wolke schob sich erneut vor den Mond und hüllte alles in tiefe Finsternis – gerade so, als wollte der Himmel sein Tun segnen. Er hielt inne und lauschte. Außer dem Ruf eines Käuzchens und dem leisen Rascheln einer Maus war nichts zu hören.

Er kniete nieder und öffnete den Lederbeutel an seinem Gürtel. Ihm entnahm er einen Feuerstein, Zunder, ein Schlageisen und ein Talglicht. Das leise Geräusch, das das Eisen verursachte, als er es an der Steinkante entlangschlug, klang in seinen Ohren wie Donnergrollen. Doch er war geübt darin, und bereits nach zwei Schlägen glühte das Stückchen Zunderschwamm. Wenig später leuchtete auch das Talglicht auf und verbreitete einen diffusen Schein.

Die übrigen Gegenstände verstaute er wieder in dem Beutel, nahm dann Licht und Schaufel und ging zu der Grabstätte des längst verstorbenen Stadtpfarrers, dessen Geschichte er nur aus Erzählungen kannte. Der geschnitzte Name auf dem hölzernen Kreuz am Kopf des Grabes war kaum noch zu entziffern. An einer Ecke klaffte ein Loch in der Ruhestätte, als hätte ein Fuchs oder Hund dort gegraben. Offenbar wurde das Grab vernachlässigt – umso besser. Der Pfarrer war einst sehr gefürchtet. Er musste eine begnadete Zunge besessen haben, mit der er die Hölle in eindringlichen Bildern beschrieb und die Bewohner Füssens unablässig mit ihren Schrecken bedroh-

te. Sollten die Bürger kein gottgefälliges Leben führen und keine Buße tun, so würde er eines Tages mit Feuer und Schwert zurückkehren, um sie alle zu vernichten.

Er stellte das Licht neben dem Kreuz ab und sprach ein Vaterunser. Er würde dafür sorgen, dass sich der Fluch des Priesters erfüllte und ihm zu seiner Auferstehung verhelfen. Entschlossen nahm er die Schaufel zur Hand und begann zu graben.

Kapitel 1

Füssen, 23. Tag des Wonnemonds 1376

Isabella Falk saß in der Wohnstube ihres Elternhauses in der Rittergasse neben ihrer Stiefmutter Almut auf der gepolsterten Bank. Die beiden Frauen waren einander herzlich zugetan. Seit dem Tod ihres Mannes Rudolf, des ehemaligen Richters von Füssen, besuchte Isabella ihre Familie wieder häufiger. Mindestens zwei- bis dreimal pro Woche legte sie den kurzen Weg von der Reichengasse zurück und ging selten wieder, ohne einen Korb voll mit Schmalzkringeln, Honigkuchen oder köstlich duftenden Pasteten mitzunehmen.

Almuts freundliches Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. In ihre braunen Augen trat ein vergnügtes Funkeln, als sie zu ihrer Stieftochter aufblickte, die an der Latwerge naschte, die sie heute Morgen bei dem neuen Zuckerbäcker am Brotmarkt gekauft hatte. Im Sitzen war Almut einen ganzen Kopf kleiner als Isabella, im Stehen sogar fast zwei. Das lag jedoch nicht daran, dass sie so klein, sondern daran, dass ihre Stieftochter so groß war. Sie überragte viele Männer und alle Frauen in Füssen.

»Woran denkst du gerade?«, fragte Isabella. Der musternde Blick war ihr nicht entgangen.

»Ich habe gerade überlegt, ob du dich wieder binden wirst. Du bist noch jung und würdest bestimmt eine gute Mutter sein.«

Isabella dachte an ihren kleinen Halbbruder Ludwig. Sie liebte den Lausejungen über alles, doch sie konnte sich nicht vorstellen, einen solchen Wildfang ihr eigenes Kind zu nennen.

»Ich bin mir nicht sicher«, begann sie daher bedächtig und schob eine dunkelbraune Haarsträhne zurück, die sich aus ihrem Kruseler zu weit in die Stirn gewagt hatte. »Als ich Rudolf geheiratet habe, hätte ich viel dafür gegeben, ihm ein Kind zu schenken.« Sie hob die Hand und verhinderte so Almuts Einwand, die gerade den Mund zu einer Erwiderung geöffnet hatte. »Ich weiß, was du sagen willst. Aufgrund unseres Altersunterschieds von dreißig Jahren wäre ich sicher bald allein mit dem Kind gewesen. Wie sich gezeigt hat, hättest du recht behalten.« Ein wehmütiger Zug erschien um ihre vollen Lippen, als sie daran dachte, dass ihren Mann vor zwei Monden der Schlag ereilt hatte. Seitdem war so viel geschehen, dass für solche Gedanken kein Raum gewesen war. Sie hatte in dem Stadtschreiber Leonhard Stadler und dem Sohn des Medicus Magnus Bader zwei treue Freunde gefunden, die sie nach Kräften unterstützt hatten, ihr Erbe zu sichern.

Bisher hatte sie ihren Eltern noch nicht von der Bedingung erzählt, die Rudolf verfügt hatte, wenn sie die ihr gestellte Aufgabe erfüllt und Haus und Hof für sich gewonnen hatte, weil sie die ablehnende Reaktion ihres Vaters fürchtete. Es wurde höchste Zeit, dies zu ändern.

»Bisher wisst ihr nur, dass ich Rudolfs gesamtes Hab und Gut geerbt habe und sein Bruder mit einer Leibrente abgespeist wurde, deren Höhe ich gemeinsam mit dem Notarius festgelegt habe.« Isabella seufzte und suchte nach Worten, um ihren verstorbenen Mann in den Augen ihrer Stiefmutter nicht schlecht dastehen zu lassen. »Euch ist bekannt, wie besorgt Rudolf stets um mich war, und seine Fürsorge gilt noch über seinen Tod hinaus. Um mich vor Erbschleichern zu schützen,

hat er verfügt, dass ich bei einer Neuvermählung die Leibrente erhalte, die ich für seinen Bruder festgelegt habe, und an meiner Stelle soll das Anwesen mit allem, was dazugehört, auf Berthold Falk übergehen.«

Almuts Hand, mit der sie gerade nach einem Kringel greifen wollte, verharrte kurz in der Luft, ehe sie ohne das Gebäck zurück in ihren Schoß fiel. »Und du bist sicher, dass er das aus Sorge getan hat und nicht etwa, weil er dich noch über den Tod hinaus an sich binden wollte?«

Isabella nickte entschlossen. »Neben dem Testament gab es zwei Briefe, die der Notarius erst zu gegebener Zeit öffnen durfte. Der eine betraf den Auftrag um Alois Voglers Schicksal. Da es mir gelungen ist, das Verschwinden von Rudolfs Freund aufzuklären, fiel mir das Erbe zu – mitsamt der zu meinem Schutz verfügten Bedingung bei einer Wiederverheiratung.«

»Und was stand in dem anderen?«

Isabella zuckte mit den Schultern. »Dessen Inhalt kenne ich nicht. Er wird nicht relevant gewesen sein, da ich die Aufgabe gelöst habe.«

»Rudolf hat wohl an alles gedacht.« Der Tonfall ihrer Stiefmutter enthielt einen Hauch von Bitterkeit.

Isabella wusste, dass sie mit der Verbindung nicht einverstanden gewesen war, sich aber damit abgefunden hatte, weil Isabella in ihrer kurzen Ehe wirklich glücklich gewesen war.

Almut legte ihre schlanken Finger um Isabellas und drückte sie kurz. »Lass dich davon nicht abbringen, dein Herz an einen anderen Mann zu verschenken. Vielleicht hatte Rudolf sogar recht. Aber wie auch immer du dich entscheidest: Wir sind auch noch da und werden dich in allem unterstützen.«

Isabella erwiderte den Händedruck. »Das weiß ich. Und ich bin dem Allerhöchsten so dankbar, dass er mich mit einer so warmherzigen Familie beschenkt hat.«

Kurz flackerte Leonhard Stadlers Gesicht vor ihr auf. Er hatte da weniger Glück gehabt. Mit seiner Mutter, einer sehr zurückhaltenden Frau, hatte Isabella noch nie ein Wort gewechselt. Dafür mit seinem Vater umso mehr. Blasius Stadler war Rudolfs Nachfolger im Richteramt geworden, das er nach Isabellas Meinung mehr schlecht als recht ausübte. Solange ein Fall offensichtlich und somit schnell abzuhandeln war, tat er sich hervor. Wurde es jedoch schwieriger, wie im Fall Alois Voglers, glänzte er durch Nichtstun und beschränkte sich darauf, große Worte zu schwingen.

»Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass du mir eines Tages einen Enkel oder eine Enkelin in den Arm legst.« Almut schien noch etwas hinzufügen zu wollen, wurde jedoch vom harten Schlagen des Türklopfers abgelenkt.

»Das hört sich ganz nach deinem Bruder an«, stellte sie mit einem Kopfschütteln fest.

»Maria«, rief sie mit erhobener Stimme in Richtung Küche. »Öffne die Tür.«

»Das wird Lutz aber nicht gefallen, dass er jetzt so lange warten muss.« Isabella grinste.

Maria, die betagte Magd der Mooseggers, war schwerhörig und nicht mehr gut zu Fuß. Sie ging immer leicht nach vorn geneigt, und Isabella hatte mehr als einmal befürchtet, sie könne das Gleichgewicht verlieren. Aber das war bisher nicht geschehen, und um der Herrschaft im Haus zu dienen, reichten ihre Kräfte noch aus. Die sich nähernden, schlurfenden Schritte kündigten an, dass Maria dem Ruf ihrer Herrin folgte. Das ununterbrochene Klopfen an der Tür endete jäh, als das leise Quietschen der sich öffnenden Tür zu ihnen hereindrang.

Es erklang ein spitzer Schrei, gefolgt von einem Fluch. Einen Wimpernschlag später stürmte Ludwig Moosegger in die Wohnstube.

Das Gesicht des Neunjährigen glühte sichtlich vor Aufregung, und in den dunklen Augen lag ein fieberhafter Glanz. Seine braunen Haare klebten an der verschwitzten Stirn, die Gugel war halb über ein Ohr gerutscht, doch er schien sich nicht daran zu stören. Seine Hosenbeine waren mit Schlammspritzern bedeckt, als wäre er auf seinem Heimweg in jede Pfütze gesprungen. »Ihr glaubt nicht, was ich gerade erfahren habe!«, platzte er heraus. »Die ganze Stadt spricht schon davon.« Er wischte die schmutzigen Hände an seiner blaugrauen Cotte ab.

Almut erhob sich und hob drohend den Zeigefinger. »Das ist für mich nicht von Belang. Wie du wieder aussiehst. Vielleicht solltest du dich mal selbst an den Waschzuber stellen, damit du merkst, was für eine Arbeit Wäschewaschen ist.«

»Aber Mutter, du wirst Augen machen, wenn du erfährst, was ich schon weiß.«

»Das tue ich bereits bei deinem Anblick. Du gehst sofort zurück in den Flur und ziehst die verschlammten Schuhe aus.«

Lutz, wie ihr Bruder normalerweise genannt wurde, machte ein enttäuschtes Gesicht, gehorchte jedoch.

»Hände waschen nicht vergessen«, rief Almut ihm nach. Ihre Stimme klang streng, aber ihre Lippen umspielte dabei ein zartes Lächeln. Niemand konnte dem Buben lange böse sein.

Das Plätschern von Wasser in einer Schüssel drang aus der Küche, und kurz darauf erschien Lutz wieder in der Stube.

Er verschränkte gewichtig die Hände hinter dem Rücken und streckte die Brust vor. Isabella war sicher, dass seine Finger einer Reinlichkeitsprüfung nicht standhielten und er sie

deshalb vorsichtshalber vor den Blicken seiner Mutter verborgen hielt.

»Also, was hast du uns so Ungeheuerliches zu berichten?«, fragte Almut, die nun keinen Hehl mehr aus ihrer Neugier machte.

»Du weißt doch, dass Florians Vater, immer wenn er etwas angestellt hat, ihm mit dem Spruch droht: ›Warte nur, eines Tages holt dich der Pater Ignatz‹.«

Almut nickte. »Allerdings, und ich habe dem Vater deines Freundes gesagt, was ich von solchen Schauergeschichten als Erziehungsmethode halte. Das hat ihn leider nicht beeindruckt.«

»Jetzt scheint es so, als wäre das gar keine Geschichte.« Lutz machte eine bedeutungsvolle Pause, ehe er verkündete: »Der Pater ist aus seinem Grab gekrochen.«

Kapitel 2

Isabella schüttelte unwillkürlich den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

Auch ihre Stiefmutter sah nicht überzeugt aus.

»Aber wenn ich es euch doch sage«, erwiderte Lutz etwas zu laut.

Isabella hatte den Eindruck, als würde ihr Bruder am liebsten mit dem Fuß aufstampfen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Wer schreit, hat noch lange nicht recht«, wurde er sofort von seiner Mutter zurechtgewiesen. »Im Gegenteil, es zeugt nur von der eigenen Unsicherheit oder sogar Unfähigkeit.«

Lutz stutzte kurz, ehe er über das ganze Gesicht grinste.

»Willst du damit andeuten, dass Pater Lamprecht, der verzweifelt versucht, mir Latein beizubringen, mich bloß deshalb ständig anbrüllt, weil er unfähig ist?«

Hastig zog Isabella ein Tüchlein hervor, um dahinter ihr Schmunzeln zu verbergen. Almut täuschte einen Hustenanfall vor, ehe sie aufblickte und ihren Sohn ermahnte, ihr nicht die Worte im Mund herumzudrehen. Da Lutz sie verständnislos ansah, fühlte sie sich genötigt, ihm zu erklären, was sie damit meinte.

»Ich gebe das doch nicht falsch wieder. Ich habe es lediglich auf eine andere Sache bezogen.«

Almut blies die Wangen auf und suchte nach einer passenden Antwort. Zu ihrem Glück klopfte es erneut an der Tür.

»Mist, das wird Vater sein«, entfuhr es Lutz und machte sich auf, dem Hausherrn zu öffnen.

»Ich fürchte, wir haben ihm seine wunderbare Geschichte verdorben und erfahren nun, was sich wirklich abgespielt hat, ehe er die Mär weiter ausschmücken konnte«, vermutete Isabella. »Ein wenig leid tut mir der Bub ja schon.«

Almut winkte ab. »Er wird noch andere Gelegenheiten bekommen, sein erzählerisches Talent unter Beweis zu stellen.«

Kurz darauf betrat der groß gewachsene Mann mit hellbraunen Augen und kurzem eisgrauen Haar und einem ebensolchen Bart die Stube. Seine Hände waren frisch gewaschen, denn Reinlichkeit hatte im Hause Moosegger einen hohen Stellenwert.

Anton Mooseggers Gesichtsausdruck war ungewöhnlich ernst. Selbst das Lächeln, das er seiner Tochter zur Begrüßung schenkte, fiel nicht so warmherzig aus wie gewöhnlich.

Er nahm den Frauen gegenüber Platz und ließ sich einen Becher verdünnten Wein bringen. Lutz stand derweil neben ihm und trippelte ungeduldig von einem Bein auf das andere.

Ein scharfer Blick traf den Jungen, wanderte von oben nach unten und verharrte kurz an den schmutzigen Hosenbeinen, bevor er wieder nach oben glitt. »Da du mir so schnell vorausgelaufen bist, dass ich nur noch den Schlamm aus den Pfützen habe aufspritzen sehen, hast du deiner Mutter und Schwester bestimmt schon eine abenteuerliche Geschichte aufgetischt.«

Lutz senkte den Blick und schüttelte anklagend den Kopf. »Ich bin nicht dazu gekommen. Erst musste ich die Schuhe ausziehen und mir gründlich die Hände waschen. Gerade als ich erzählt habe, dass Pater Ignatz wieder auferstanden ist, kamst du herein.«

»Auferstanden von den Toten, wie? Um die Füssener Bürger mit Feuer und Schwefel von ihren Sünden zu reinigen? Glaub doch nicht so einen Unsinn, Junge. Es muss eine andere Erklärung dafür geben.« Zum Schluss war Antons Stimme immer lauter geworden.

Isabella tauschte mit ihrem Bruder einen langen Blick. War sich ihr Vater womöglich unsicher und wollte dies überspielen?

»Jetzt erzählt doch mal der Reihe nach, was geschehen ist, und werft uns nicht immer nur Brocken hin«, forderte Almut streng.

Anton seufzte. »Als der Mesner heute Morgen über den Gottesacker zur Kirche Sankt Stephan ging und wie gewohnt ein kurzes Gebet bei dem zuletzt beerdigten Priester sprechen wollte, fiel ihm die frisch umgegrabene Erde am Grab von Pater Ignatz auf. Vor Schreck habe er zunächst um Hilfe geschrien und sei zum Pfarrer gerannt, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her, wie er später berichtete. Der Rat war gerade versammelt, als der Pfarrer verlangte, den Richter als Zeugen zu holen. Kurzerhand haben wir die Zusammenkunft abgebrochen und sind nach Sankt Stephan geeilt.«

»Ach, und unseren Sohn hast du auch gleich mitgenommen?«, fragte Almut spitz.

»Nein, weshalb sollte ich?«, sagte ihr Mann sichtlich verwirrt. »Er war doch schon vor Ort.«

»Ich war zufällig mit meinen Freunden in der Nähe«, murmelte Lutz.

Almut hob die Augenbrauen. »Zufällig?«

»Gib es zu, ihr seid wieder in der Eibe herumgeklettert und durch die Rufe des Mesners aufmerksam geworden«, vermutete Isabella.

Lutz zuckte mit den Schultern und grinste. »Der hat vielleicht geschrien. Dann ist er weggerannt und kurz darauf mit

dem Pfarrer zurückgekommen. Es gab also etwas Interessantes zu sehen. Wir haben gewartet, bis die beiden wieder gegangen waren, und sind hingeschlichen.«

»Die Kinder trieben sich immer noch dort herum, als wir eintrafen «, ergänzte sein Vater. »Natürlich habe ich die Horde auf der Stelle fortgeschickt. Sie sollten außerhalb der Friedhofsmauer am Eingang warten.«

»Das haben auch fast alle getan. Aber Florian und ich mussten doch wissen, worum es ging. Die Erwachsenen erzählen einem ja nicht alles.«

»Aus gutem Grund, wie jetzt wieder zu sehen ist«, donnerte sein Vater.

»Du hast also hinter der Mauer versteckt gelauscht, oder?«, versuchte Isabella, die Sache zu beschleunigen.

»Genau. Alle Männer haben wild durcheinandergeredet, außer Leo, den habe ich nicht gehört.«

»Der Stadtschreiber heißt Herr Stadler für dich«, ereiferte sich der Hausherr aufs Neue. »Nur weil du ihn einmal mit einem Netz gefangen hast und er dir deshalb nicht gram war, verbiete ich dir, so vertraulich über ihn zu reden.«

Wenn ihr Vater bloß wüsste, dachte Isabella, begnügte sich jedoch damit, ihrem Bruder einen warnenden Blick zuzuwerfen. Sie beugte sich vor. »Herr Stadler war also bei der Untersuchung der Grabstelle anwesend?« Dann würde sie Leo selbst danach befragen und einen sachlichen Bericht erhalten. Dessen war sie sich gewiss.

»Natürlich war er das«, erwiderte ihr Vater unwirsch. »Immerhin ist es seine Aufgabe, die Protokolle anzufertigen. Da konnte er auch gleich mitkommen. Aber das tut hier jetzt nichts zur Sache. Jedenfalls sah es für einige so aus, als hätte Pater Ignatz sein Versprechen wahr gemacht. Insbesondere

Corbinian Huber glaubte, der Tote wäre seinem Grab entstiegen, um nun Rache an den Füssener Bürgern zu nehmen.«

Isabella runzelte die Stirn. »Wofür sollte sich ein Priester rächen?«

»Weiß ich auch nicht«, gab ihr Vater zu. »Pater Ignatz hat vor langer Zeit gelebt. Ich bin mit der Geschichte aufgewachsen, dass er eines Tages nach Füssen zurückkehren würde, um die Unwürdigen zu verbrennen und die Tugendhaften in das Himmelreich zu geleiten.«

»Und weshalb ausgerechnet jetzt?«, bohrte Isabella weiter.

»Himmel, Kind, das weiß ich doch nicht. Hör auf, immer Fragen zu stellen, auf die niemand eine Antwort hat. Jedenfalls glaubt die Mehrheit der Ratsherren, mich eingeschlossen, nicht an eine Auferstehung. Wir vermuten vielmehr, dass einer die Erde umgegraben hat, um uns genau das vorzuspielen. Jeder hier kennt die Geschichte, und einer will sich einen Spaß daraus machen, uns alle in Angst und Schrecken zu versetzen. Aber das ist Blasphemie und wird Konsequenzen nach sich ziehen. Der Richter wurde damit beauftragt, die Hintergründe der Tat aufzudecken.«

»Dann können wir uns ja alle beruhigt zurücklehnen. Bei Blasius Stadler ist jeder Fall in den besten Händen.« Die ironische Bemerkung konnte sich Isabella nicht verkneifen.

»Auch du solltest deine Zunge besser im Zaume halten, Tochter«, wurde sie sogleich zurechtgewiesen. »Er wird schon sein Bestes geben.«

»Davon bin ich überzeugt«, spottete Isabella.

Noch ehe ihr Vater weiter darauf eingehen konnte, fragte ihn Almut, woher er denn wusste, dass Lutz davon Wind bekommen hatte, wenn der Junge ihm doch davongelaufen war.

»Er war ein wenig zu vorwitzig und hat über die Mauer gespäht. Gewiss hat er auf Florian Kempers Schultern gestanden

und sich dabei nicht tief genug geduckt. Jedenfalls sah ich den Kopf unseres Sohnes über die Mauerkrone ragen. Als wir alle auseinandergingen, hat er brav am Tor auf mich gewartet. Doch kaum hatte ich ihn erreicht und wollte ihn ermahnen, nichts von alledem zu erzählen, lief er wie ein Blitz davon.«

»Wir hätten ihm ohnehin nicht geglaubt«, erwiderte Almut entschieden.

»Aber was bewegt einen Menschen dazu, Hand an die letzte Ruhestätte des Priesters anzulegen, um uns seine Auferstehung vorzugaukeln?«, überlegte Isabella laut.

»Das ist nicht unsere Sache«, entgegnete Anton Moosegger entschieden. »Darum soll sich Richter Stadler kümmern. Die Totenruhe zu stören, ist mehr als nur ein schlechter Scherz. Das wird der Täter noch zu spüren bekommen, sobald er gefasst wurde.«

»Aber nachgesehen habt ihr nicht, oder?«, fragte sie.

»Was genau meinst du?«

»Aber Vater«, mischte sich Lutz ein. »Ihr müsst doch gucken, ob der Sarg leer ist.«

Isabella warf ihrem Bruder einen dankbaren Blick zu. »Solange kein Beweis dafür vorliegt, dass die Gebeine noch im Grab ruhen, werden viele in Füssen an die Rückkehr des Priesters glauben.«

Kapitel 3

Georg Katzlbacher stützte sich auf seinen Stecken und schnaufte. Das Gewicht der Kraxe mit dem Brennholz auf seinem Rücken drückte unangenehm, die schmalen Lederriemen scheuerten an seinem Schlüsselbein, obwohl er sie zusätzlich mit Tüchern gepolstert hatte. Er schob den breitkrempigen Hut in den Nacken und wischte sich mit dem Ärmel über die schweißnasse Stirn.

Er befand sich auf einem schmalen Grat, umgeben von der unermesslichen Weite der Berge. Die schroffen Gipfel reckten sich gen Himmel. Manche Spitzen waren noch mit den letzten Resten des Winters überzogen. Tief unter ihm lagen dunkle Wälder, durchbrochen von kahlen Felsflanken, durch die sich der Lech wand. Er hatte die letzte Anhöhe erreicht. Von hier aus war es nicht mehr weit bis Füssen.

Die Luft war dünn und roch süßlich-würzig nach den Wildblumen und Kräutern, die sich zwischen Felsspalten und auf den mageren Wiesen angesiedelt hatten.

Georg reckte sich und beschloss, eine kurze Rast einzulegen. Er nahm die mit Feuerholz hoch beladene Kraxe ab und lehnte sie gegen einen Felsen. Ein dumpfes Geräusch von zwei aneinanderstoßenden Tonkrügen aus dem Inneren mahnte ihn zur Umsicht. Er hatte sie sorgsam mit Stroh ummantelt und wohlverschlossen zwischen dem Holz gelagert.

Vor fünf Jahren hatte er ein weiter südlich gelegenes Kloster aufgesucht, weil das Wetter in den Bergen plötzlich umgeschlagen war, und um Obdach gebeten. Ein andauernder

Schneesturm im Frühjahr hatte ihn drei Tage lang am Weiterziehen gehindert. So hatte er sich im Kloster nützlich gemacht, da er sein Lager nicht bezahlen konnte.

Zum ersten Mal hatte er eine Brennblase gesehen, in der sich nach Erhitzung des Weins Dämpfe gesammelt hatten. Die Mönche erklärten ihm, dass sie aqua vitae, Lebenswasser, herstellten. Damit wurden meist Gelenkschmerzen behandelt, indem die betroffenen Stellen eingerieben wurden. Aber auch bei Prellungen und Verstauchungen wurde es verwendet. Ein Teil des gebrannten Weins wurde mit verschiedenen Kräutern versetzt und verdünnt. Ein Schluck davon ab und an sollte bei Magenverstimmungen oder Fieber helfen, aber auch bei Erschöpfung und Schwermut.

Vor allem bei diesem Wort hatte Georg aufgemerkt. Ihm war oft trübsinnig zumute. Sein Weib war ihm bereits vorausgegangen, und von den zehn Kindern hatte keins das Erwachsenenalter erlebt. So hatte Georg zum ersten Mal einen Schluck gegen die Sorgen genommen. Schnell hatte er festgestellt, dass seine Sorgen kleiner und sein Mut größer wurden, wenn er davon trank.

Seitdem suchte er regelmäßig das Kloster auf. Den Mönchen gegenüber gab er an, das Lebenswasser für seine kranke Frau zu benötigen, die stets unter heftigem Gliederreißen und einem schwachen Magen litt. Er arbeitete dafür und wurde stets großzügig mit dem gebrannten Wein bezahlt.

Doch dieses Mal waren sie misstrauisch geworden. Seine von der Sonne gegerbte Haut konnte die unnatürliche Röte seines Gesichts nicht mehr verdecken. Besonders an Nase und Wangen traten feine Äderchen hervor, manche waren geplatzt, sodass sein Gesicht purpurn schimmerte. Am übrigen Körper wirkte die Haut dagegen eher fahl, teils gelblich. Sein Bauch wölbte sich bei jedem Besuch ein wenig weiter vor, wohinge-

gen seine Arme und Beine immer dünner zu werden schienen. Seine Hände zitterten meist leicht. Dies ließ erst wieder nach, wenn er etwas von dem gebrannten Wein getrunken hatte.

Ihm war bewusst, dass all dies auf das aqua vitae zurückzuführen war. Er fühlte sich lebendig, sobald er es zu sich genommen hatte, wusste aber tief im Inneren, dass es ihm nicht guttat. Doch er konnte auch nicht davon lassen.

Ein letztes Mal hatte er den Mönchen zwei Krüge entlocken können. Sie hatten ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass er keinen weiteren gebrannten Wein von ihnen erhalten würde.

Er würde sich das kostbare Nass einteilen müssen und später darüber nachdenken, wie er neues beschaffen könnte. Hin und wieder hatte er etwas davon veräußert, um seinen Lebensunterhalt aufzubessern. Er bewirtschaftete einen kleinen Hof in Faulbach, außerhalb von Füssen. Zudem verdingte er sich als Tagelöhner. Manchmal war es zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Doch auch nagender Hunger wurde von dem Wunderwasser besiegt – wenigstens eine Zeit lang.

Georg Katzlbacher seufzte tief auf. Es war an der Zeit, seinen Weg fortzusetzen. Er schulterte die Kraxe erneut und folgte dem Pfad talwärts. Die Felswände schienen immer näher zu rücken. Ein leichter Wind frischte plötzlich auf und zerrte an seinem Hut. Schnell drückte er ihn tiefer in die Stirn. Er bog gerade um einen Felsvorsprung, als eine Stimme seinen Namen rief. Einem Donnergrollen gleich wurde sie von der Felswand zurückgeworfen.

Vor Schreck wäre Georg beinahe gestürzt. Er begann am ganzen Leib zu zittern und wankte auf die kleine Bergwiese zu.

»Bleib stehen, Katzlbacher, wenn dein Herrgott dich ruft!«

Georg verharrte augenblicklich, als hätte er plötzlich Wurzeln geschlagen. Schweiß trat auf seine Stirn, doch er fühlte sich außerstande, ihn abzuwischen. Die Tropfen rannen ungehindert seine Schläfen hinab, sammelten sich einen Augenblick lang unter seinem Kinn und fielen schließlich auf sein angeschmutztes Hemd. Sein Herz schlug so schnell, als wäre er über Stock und Stein gerannt. Er wagte kaum zu atmen. War er wirklich gerufen worden, oder hatte er sich das nur eingebildet? Er sah sich um, entdeckte jedoch niemanden. Mühsam hob er die rechte Hand und bekreuzigte sich.

»So ist es recht, Katzlbacher«, rollte das Echo erneut über ihn hinweg.

Jetzt sank Georg auf die Knie. Die Kraxe drückte auf seine Beine, doch er spürte es kaum.

»Was soll ich tun, Herr?« Obwohl er in normaler Lautstärke gesprochen hatte, kam ihm seine Stimme leise vor. Ob Gott ihn überhaupt gehört hatte? Er wollte seine Frage nochmals deutlich lauter wiederholen, als die Stimme fortfuhr: »Du sollst mein Bote sein. Gehe nach Füssen und warne Männer, Frauen und jedes Kind vor meinem Zorn. Überall in der Stadt sehe ich Verderbtheit, Falschheit, Missgunst und Völlerei. Besonders unter den Ratsherren herrscht das Böse, das ich mit Stumpf und Stiel ausreißen werde.«

Ein eisiger Schauer rann Georgs Rücken hinab. Die Menschen in Füssen würden doch niemals auf ihn hören und seine Warnung beherzigen.

»Weshalb ich?«, rief er und erhielt darauf keine Antwort. »Du findest gewiss einen würdigeren Boten.«

»Du bist der Richtige. Sie sollen die ihnen verbleibende Zeit nutzen, um ihre Sünden zu beichten und zu bereuen. Bald schon werde ich meinen Boten schicken, auf dass er in meinem Namen über Füssen komme.«

Georg begann zu zittern. »Redest du von mir, Herr?«

»Du bist lediglich der Überbringer. Mein Werkzeug wird Pater Ignatz sein. Ich habe ihn von den Toten erweckt, um den Lebenden Feuer und Schwert zu bringen.«

Georg Katzlbacher wurde heiß und kalt zugleich. Auch er kannte die Geschichte um den längst Verstorbenen. Die Sage war demnach Wirklichkeit geworden. »Aber Herr«, stotterte er verängstigt, »was mache ich, wenn mir niemand glaubt?«

»Die ersten Spuren von Pater Ignatz' Erweckung sind bereits zu sehen. Bringe die Ratsherren dazu, das Grab zu öffnen. Sei unbesorgt, sie werden die Ruhe des Toten nicht stören, sondern den Sarg leer vorfinden.«

»Und wenn sie nicht auf mich hören?«

»Strenge dich an. Ganz Füssen soll erbeben vor meinem Zorn.«

»Wirst du ein zusätzliches Zeichen senden, bevor der Priester zurückkehrt?«

Für eine kleine Weile war nur das Summen und Brummen der Bienen und Hummeln zu hören, die von Blume zu Blume flogen, um von deren Nektar zu kosten.

Georgs Knie begannen zu schmerzen, doch er wagte es nicht, sich zu erheben. »Herr, bist du noch da?«

Er glaubte beinahe, eine Art Räuspern zu vernehmen. »Die Marienstatue in der Stadtkirche wird innerhalb der nächsten sieben Tage blutige Tränen weinen. Prophezeie den Leuten das. Dann werden sie dir Glauben schenken müssen. Nun geh, Katzlbacher, und erfülle deine Pflicht.«

Ächzend stand Georg auf. Das Feuerholz in der Kraxe schien an Gewicht noch zugelegt zu haben. Er strauchelte kurz, fing sich jedoch sogleich wieder. Nachdem er sich bekreuzigt hatte, setzte er seinen auf so wundersame Weise unterbrochenen Weg nach Füssen fort. Mit jedem Schritt wurde

die Last der Botschaft, die er zu überbringen hatte, erdrückender. Wie sollte er es nur anstellen, die Ratsherren von der Botschaft des Allmächtigen zu unterrichten? Er konnte doch nicht jeden einzeln aufsuchen.

Georg stöhnte leise. Weshalb war ausgerechnet er auserwählt worden? So durfte er nicht denken. Es war eine Ehre, und er sollte ihr gerecht werden, anstatt über sein Los zu klagen. Er streckte den Rücken durch und reckte das Kinn ein wenig vor. Er musste den Rat während einer seiner Zusammenkünfte aufsuchen. Vielleicht wäre es gut, sich vorher einen oder zwei Schlucke von dem gebrannten Wein zu gönnen. Das würde seinen Mut entfachen und ihm die rechten Worte in den Mund legen. Die Aussicht auf das Brennen in seiner Kehle und die angenehme Schwere, die bald darauf einsetzen würde, verliehen ihm Zuversicht.